

Zum Tod von Albert Müller (1959–2019)

Am 6. August 2019 ist Albert Müller, Autor und langjähriger Mitherausgeber der vorliegenden Zeitschrift, nach kurzer schwerer Krankheit gestorben. Wir haben einen akribischen Leser und Begutachter hunderter Manuskripte, Autor bzw. Coautor von neun wissenschaftlichen Aufsätzen und vielen kleineren Texten in dieser Zeitschrift sowie einen umsichtigen Herausgeber von einem vollen Dutzend Themenbänden der OeZG verloren. Und einen Freund.

Seine Forschungsarbeit und seine Autorschaft sind in wenigen Zeilen nicht zu würdigen. Ebenso wenig seine Lehre an der Universität Wien, in der er stets bemüht war, geduldig und bescheiden, aber auch sehr bestimmt für eine historische Sozialwissenschaft zu werben, die ihre epistemologischen Voraussetzungen und Grenzen wie auch ihre Methoden, Techniken und Verfahrensweisen reflektieren muss. Dies war sein Credo und es ist und bleibt das Leitmotiv der OeZG. Wenige Monate vor seinem Tod in einer Sitzung der Herausgeber*innen nach seinen Vorschlägen für künftige Themen gefragt, teilte er uns seinen Wunsch mit, einen Band zur Geschichte der historischen Sozialwissenschaft herauszugeben – wohl unbewusst auch eine Art Reflexion seines Lebenswerks. Wir werden uns daran erinnern und einen solchen Band vorbereiten, ihm zu Ehren und in Fortführung seines Engagements.

Wir veröffentlichen hier einen Teil der Totenrede, die Götz Aly am 16. August 2019 im Rahmen der Trauerfeier auf dem Wiener Zentralfriedhof auf Wunsch von Alberts Ehefrau, Irene Müller, und David Müller, Alberts Sohn, gehalten hat. Es folgen weitere Erinnerungen von Kolleg*innen und engen Freunden, auch sie nehmen Bezug auf Albert Müllers Teilnahme am Projekt der OeZG. Die Texte lassen uns hoffen, dass er als Forscher, Autor, Lehrer und Freund in Erinnerung bleiben wird.

Reinhard Sieder (im Namen aller Herausgeber*innen)

Götz Aly

Albert Müller, der Grenzgänger

Grenzgänger kennen ihr Risiko und müssen es verdrängen. Sie leben prekär, aber nicht eintönig. Den vielen Freunden und Freundinnen übersichtlicher Verhält-

nisse gelten sie als verdächtig. Sie fühlen sich von der Offenheit des Grenzgängers bedroht. Seine überragende Ortskenntnis, Beweglichkeit und seinen Wagemut finden sie ungemütlich.

Albert wusste, dass er sich in einer akademischen Welt wissenschaftlicher Stammesgesellschaften bewegte, ausgestattet mit allem, was ihre Herrschaft ausmacht. Neid, Distinktion, eigene Hierarchien, Werte, Lesegewohnheiten, Führungsfiguren und erfundene Traditionen – all das kennzeichnet diese keineswegs barrierefreien, oft bornierten Welten ebenso wie das Erobern, das so bezeichnete Besetzen von Begriffen und wissenschaftlichem Terrain, das Voranbringen der eigenen Leute und das Diskreditieren der jeweils anderen.

Entspannt empfahl Albert, solche Praktiken immer wieder der „Überprüfung zu unterziehen“, und zwar als geistige „Lockerungsübung“, wie er 2003 in seinem Aufsatz „Grenzen der Geschichte?“ formulierte. Einleitend erzählt er von einer eigenen Grenzverletzung, die er gut zehn Jahre zuvor begangen hatte. Damals hielt er vor konservativ gestimmten Kollegen einen Vortrag, der das dort gängige Historikerempfinden verletzte. Und prompt wurde der Dreißigjährige dafür kollektiv abgekanzelt, als militärisch vorgebildeter Piefke sage ich: Albert geriet in Verschiss. Später beschrieb er selbst die Szene so: Die Herren riefen: „Herr Müller, Sie sind ja Soziologe!“ Damit war ich in diesem Kreis so gut wie ruiniert. Auch Hinweise auf meine traditionelle mediävistische Ausbildung konnten nicht mehr helfen.“

Der Mediävist und Altphilologe Dr. Albert Müller interessierte sich zeitlebens für das Neue, das nicht genügend Beachtete. Er weigerte sich, es sich im gewichsten Sattel einer geschichtswissenschaftlichen Schule gemütlich zu machen. Das hatte seinen Preis. Er blieb Lektor. Er suchte und holte seine Bücher selbst in der Bibliothek – und fand das richtig. Schließlich produzieren das Suchen und das assoziative Lesen geistigen Gewinn, den eine wissenschaftliche Hilfskraft nicht herbeischaffen kann. Albert wollte keine Doktorandenfarm verwalten oder als sogenannter Wissenschaftsorganisator Macht ausüben und dafür gefeiert werden. So wurde er ein Meister der kleinen Form, der Kritik, des Anregens und Förderns, des freien Fragens und Kommentierens und des uneigennütigen Helfens.

Er hinterlässt ein großes verstreutes, hoch anregendes Werk, das seinesgleichen sucht. Es bereitet Vergnügen, Texte von Albert Müller zu lesen. Seine Randposition, seine Seelenstärke gegen allgegenwärtigen Anpassungsdruck halfen ihm, genau so zu schreiben, wie er es tat. Alberts ausgezeichnet formulierte, scharfsinnige Texte haben eine weit überdurchschnittliche Halbwertszeit – und wir, seine Freunde und Freundinnen haben (hätten!) – jetzt die Pflicht, dieses so besondere Lebenswerk in einigen Bänden herauszugeben. Wir sollten das bald tun. Es dauerte nämlich 48 Jahre, bis die Dissertation von Alberts Vater zur „Gründungs- und Wirtschafts-geschichte des Augustiner-Chorherren-Stifts Waldhausen O.Ö. bis zum Ausgang des

16. Jahrhunderts“ im Jahr 2007 endlich gedruckt erschien. Albert hat damals eine wunderschöne kleine Rede zu diesem Werk gehalten – und über den Verfasser, Dr. Hubert Müller, der nach der Promotion Mittelschullehrer wurde, um seine sechsköpfige Familie zu ernähren. Im Alter von 36 Jahren starb Vater Müller sehr plötzlich an einem Krebsleiden. Albert war zu diesem Zeitpunkt gerade neun Jahre alt geworden und der älteste von vier Brüdern. Auch dieses Schicksal prägte ihn, und lässt uns mit Liebe und Achtung an ihn denken.

1981 weckten die „Totenbücher des Barmherzigen Brüderspitals in Linz von 1757 bis 1850“ sein historiographisches und menschliches Interesse. 52 Druckseiten umfasst diese exemplarische Studie zum Thema „Tod und Armut“. Gemeinsam mit seinem schon 1995 tragisch verstorbenen Salzburger Kollegen Peter Michael Lipburger veröffentlichte er 1989 den Aufsatz „Es sull auch kainer auff genomen werden, sunder man wiss, wer er sey ...“. Untersuchungen zu Neubürgeraufnahme und städtischer Immigration in Radstadt um 1500“. Die Studie handelt von den Zuzüglern, Unsteten und Fahrenleuten – von denen, die vor den Mauern der Stadt um Einlass baten. Albert interessierte sich von Anfang an für jene Menschen, die im Niemandsland geschichtswissenschaftlicher Themenfindung zu verschwinden drohen, und für diejenigen Kollegen und Kolleginnen, die von ihrer jeweiligen Zunft marginalisiert wurden und werden. So verstehe ich sein frühes Eintreten für die Frauenforschung, seine Bewunderung für Erika Weinzierl, seine intensive Freundschaft zu verfolgten Wissenschaftlern wie Alice Teichova und Mikuláš Teich.

In diese Reihe gehört auch der Kybernetiker und Kognitionsforscher Heinz von Foerster, der dem Denken seiner Zeit so oft voraus war, und dessen hochgradig innovativem Institut, BCL (Biological Computer Laboratory), 1970 quasi über Nacht die Finanzierung entzogen wurde. Und warum? Albert schlug vor, „den komparativen Nachteil relativer Fortschrittlichkeit“ als Grund dafür anzunehmen – das zu schnelle Voraneilen der Hellsichtigen, der geistig Risikofreudigen, der interdisziplinären Grenzgänger. Ganz anders als in Foersters spielte dieser komparative Nachteil auch in Alberts Leben eine beachtliche Rolle.

Nach dem Krieg berief sich Österreich gerne auf seine tausendjährige Geschichte, um das Intermezzo im Tausendjährigen Reich vergessen zu machen. Dazu gehört die pompös aufgezogene 600-Jahr-Feier der Universität Wien anno 1965. Wie Albert 1997 dokumentierte, sagte der zuständige Dekan damals über den 1938 verjagten Ökonomen und Spieltheoretiker Oskar Morgenstern: „Ihn dürfen wir wahrhaft zu den Unseren zählen.“ Er „hat uns 1938 verlassen, um seinen Namen und den damals sich verdunkelnden Ruhm unserer Heimat in die weite Welt hinauszutragen“. Der steirische Botaniker und Nazi Fritz Knoll, der seinerzeit als Rektor wirkte und die Juden aus der Universität vertrieben hatte, war bereits 1961 geehrt worden, und zwar „in Anerkennung der ehrenvollen und mutigen Amtsführung in schwe-

rer Zeit“. Albert verzichtete in solchen Texten auf jedes wertende Adjektiv, auf jede moralisierende Bemerkung. Er schwieg zum Offenkundigen.

Seine Studie „Grenzziehungen in der Geschichtswissenschaft: Habilitationsverfahren 1900–1950 (am Beispiel der Universität Wien)“ erschien 2000. Ich glaube, es handelte sich auch um den nicht vollendeten Versuch, sich selbst zu habilitieren. Egal. Jedenfalls schreibt Albert: Für die Professoren „markierte die Habilitation eine Grenze, die sorgsam überwacht und nötigenfalls heftig verteidigt werden musste“. Die Grenze durfte aber nicht geschlossen werden, da zur Verteidigung einer herrschenden Lehre „ganz zentral die Sorge um den Nachwuchs gehört“: „In den ‚weichen‘ Wissenschaften wie der Geschichte, deren Wissenschaftsstatus ebenso wie ihr Gegenstandsbereich immer wieder umstritten war und ist, erscheinen Grenzziehungen, die Unterscheidung von Innen und Außen, von Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft, von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit von besonderer Bedeutung.“ Wer die Schwächen der eigenen Zunft so klar benennt, nützt seiner Karriere nicht.

Zum Abschluss unserer Totenfeier erklingt das Sopran-Solo aus Bachs Jagdkantate, komponiert 1713 zum 31. Geburtstag des Herzogs Christian von Sachsen-Weißenfels. Im Text wird Christian zu gerechtem und menschenfreundlichem Regieren ermahnt. Wohl deshalb hat sich Albert dieses Stück selbst gewünscht: „Schafe können sicher weiden, / Wo ein guter Hirte wacht. / Wo Regenten wohl regieren, / Kann man Ruh und Friede spüren / Und was Länder glücklich macht.“ So weltlich diese Zeilen klingen, so sehr wird der Komponist, und nicht nur er, darin den 23. Psalm Davids mitgehört haben: „Der Herr ist mein Hirte.“ Diese alttestamentarischen Verse versprechen Trost und neuen Lebensmut: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich.“

Wir verabschieden uns heute von einem liebenswerten, klugen, hoch intelligenten, stets um Urteilsgerechtigkeit bemühten, immer engagierten, uns bereitwillig zuhörenden Menschen – von Albert. Bei aller Trauer erinnern wir uns an ihn als freundlichen Menschen. Er lächelt uns wissend an: nicht glatt, nicht auftrumpfend – ein wunderbarer Freund.

Ja, Albert Müller konnte kochen. Sein klassischer Wiener Tafelspitz war ein Genuss, den er in den 1990er-Jahren immer zubereitete, wenn er die Wien besuchende Gerda Lerner und eine kleine Frauenrunde im privaten Rahmen einlud. Gerda Lerner, emigrierte Wienerin jüdischer Herkunft, war in den USA zur Doyenne der Frauen- und Geschlechtergeschichte geworden. Albert verehrte und mochte sie –

beides wird in seinem mit ihr geführten Interview, in der ÖZG 1995/2 publiziert, deutlich. An diesen Abenden war Albert ein äußerst charmanter und liebenswerter Gastgeber – auch Gerda Lerner mochte und schätzte ihn, wie sie mir später des Öfteren erzählte. In diesen 1990er-Jahren lernte ich Albert kennen, als ich Teil der Herausgeber*innenschaft der ÖZG wurde. Anfangs war ich erstaunt über den freundlichen, hilfsbereiten Kollegen, denn Albert war in Salzburg, wo ich studiert und er bei Gerhard Botz beschäftigt gewesen war, ein anderer Ruf vorausgeleitet: Achtung vor der intellektuellen Unerbittlichkeit, der spitzen Zunge des Albert Müller hatte es geheißt! Selbst etablierte Historiker*innen zeigten sich mitunter irritiert, wenn Albert im Publikum saß und diskutierfreudig gestimmt war.

Albert hat polarisiert. Seine Hartnäckigkeit, wenn er von etwas überzeugt war, habe ich bestaunt und bewundert. Allerdings habe ich es bedauert, wenn er zuweilen die verletzenden Folgen seiner scharfen Zunge nicht sehen konnte. Ganz anders gestaltete es sich, wenn man zu den ‚Seinen‘ gehörte. Dann war Alberts unerbittliche Loyalität zu erleben, sein Zuspruch und seine Unterstützung auch in aussichtslos erscheinenden Situationen und Konflikten – einerlei ob es ihm selbst zum Nachteil gereichte. Albert war für mich ein radikaler Freigeist, wie er kaum in einem Buche steht. Er war ein neu-gieriger Intellektueller über die Geistes- und Sozialwissenschaften hinaus, wie er selten geworden ist. Die bibliophile Reihung in seinen Bücherregalen war kein Ausdruck penibler Ordnung, sondern seines rastlosen Lesens. Er genoss es – im besten Sinne des Wortes – eine Neuerscheinung als einer der ersten in Händen zu halten und sie himmlisch zu loben oder zu verteufeln, lange bevor die erste Rezension erschienen war.

Mit Albert konnte man lachen. Im bunten und schwarzen Humor fühlte er sich zu Hause, während er für platte Witze nicht zu haben war. Ich habe viele Stunden mit ihm genossen – wir haben uns verstanden, wir waren traurig und ratlos, wir waren euphorisch und haben gescherzt, und wir haben gestritten. Zu gerne hätte ich mit ihm noch auf unseren Sechziger angestoßen.

Gabriella Hauch / Wien

Albert Müller war ein Grenzgänger. Stets dort, wo andere nicht einmal Welt vermuteten. Er war dort und zeichnete Landkarten. Das sei „ja selbst eine konstruktivistische Operation schlechthin“, erklärte er einmal geduldig in der ersten je aufgezeichneten Online-Vorlesung an der Universität Wien. Damit wollte er keine neuen Grenzen ziehen, sondern Gesprächsangebote formulieren und offenhalten, wo die

Reise mit ihm wohl hingehen mochte. Aus dieser Haltung entwickelte Albert mehr als nur die Avantgarde einer neuen Geschichtswissenschaft. Es war ein Lebensstil, den er, man kann durchaus sagen, in Form einer konstruktivistischen Tätigkeit praktizierte und perfektionierte. Dabei hatte er stets das passende Wittgenstein-Zitat auf den Lippen, um präziser als die meisten, mit sanfter, aber immer auch ein wenig ironischer Stimme die Welt zu analysieren. „Was heißt es, einer Regel zu folgen?“ gehörte zu seinen liebsten sokratischen Destabilisierungen, um sich an den kleinen oder manchmal auch größeren Impllosionen scheinbar sicheren Wissens, das wohl doch eher bloß Dogma war, zu erfreuen. Sein Lachen war nie verurteilend. Es war ein epistemologisches, eine Form der Aufklärung und damit eine Einladung mitzulachen und mitzudenken an den Grenzen unseres Wissens. Albert war sehr überzeugend darin. Jede neue Situation offenbarte eine andere Facette seiner Interessen, seines Denkens, seiner Wege, die er gerade ging.

Nahm er seine politische Verantwortung als Kommissionsmitglied in der ehemals noch demokratischen Universität wahr, wurde er zum subversiven Kritiker der Macht. „Schalten wir doch einfach den Backbone des Universitätsnetzwerks ab, bis unsere Forderungen erfüllt sind!“, war sein Vorschlag, den er ruhig und lächelnd 1995 in einer der Sitzungen zum damaligen Sparpaket der Regierung Vranitzky IV präsentierte. Es war ihm wohl klar, dass damit ganz Mitteleuropa offline gegangen wäre, denn er wusste ja, was es heißt, einer Regel zu folgen.

Zuletzt sprach er begeistert von einer Sammlung 16mm Filme, die er für sein Lebenswerk, das Heinz von Foerster Archiv, übernehmen konnte. In seinen Augen war eine fast neckische Freude zu sehen, als er erwog, diese Filme öffentlich zu zeigen. Zu sehen wäre darin, wie er mir heiter erklärte, „eine Konstruktivisten-Kommune mit lauter Nackerten, die durch den Wald flitzen“. Und er fügte an: „Die Information einer Beschreibung hängt von der Fähigkeit eines Beobachters ab, aus dieser Beschreibung Schlussfolgerungen abzuleiten.“ Heinz von Foerster schrieb dies in seinen Bemerkungen zu einer Epistemologie des Lebendigen.

Nun ist Albert nicht mehr da und es bleibt nur die Erinnerung an sein Lachen, seine Klugheit, seine Freundschaft, mit der er uns immer wieder neue Welten entdecken ließ. Die Welt wird ein einsamerer Ort ohne diesen fröhlichen Kartographen der Zwanglosigkeit.

Georg Kö / Emden und Wien

Albert Müller wusste um die Indizien, die für die zunehmende Schwierigkeit sprechen, homogene historische Epochen vorauszusetzen. Er wusste darum nicht zuletzt durch seine intensive Beschäftigung mit Kybernetik und Systemtheorie. So sah er sich herausgefordert, verschiedenste Fachgebiete zu durchmessen, die von den (historischen) Sozialwissenschaften über Wissenschaftsforschung, Anthropologie, Philosophie und Epistemologie wie Wissenschaftsgeschichte reichten. Vernetzung von Disziplinen und wissenschaftlichen Territorien sind eine Signatur seiner Forschung, vielleicht sogar seiner Lebensweise. Schön abgegrenzte Felder und disziplinäre Einhegungen waren seine Sache nicht. Dazu war er einerseits viel zu neugierig und andererseits viel zu sehr Forscher, der sich auch durch Kunst und Künstlerinnen inspirieren ließ.

Ein modischer Ton, wie ihn beispielsweise die oft bemühte Rede vom Netzwerkzeitalter bzw. Zeitalter der Konnektivität oder der sozialen Komposition befließigt, führte bei Albert Müller nicht zu Abwehr, sondern zu einer genauen Befragung der Methoden und Konzepte. So verstand er die Historische bzw. Soziale Netzwerkanalyse (HNA/SNA) als eine wissenschaftliche und vor allem effiziente Sprache zur Beschreibung von Netzwerken, die bei der Untersuchung komplexer Systeme durchaus spezifische Vorteile aufweist. Die in der ÖZG 2012/1 so bezeichnete „language of networks“ findet sich mit einem Set von Verfahren verbunden, die Position, Einbettung, Gruppierung oder auch strukturelle Besonderheiten von Akteuren und Akteursgruppen sichtbar zu machen vermögen. Albert Müller erkannte, dass die HNA Strukturbeschreibung, -messung und -visualisierung verbindet. Die „Sprache des Netzes“ deskribiert die Transformationsregeln von der empirischen Beobachtung über die Datenaufzeichnung, deren Übersetzung in Matrizen und die Reorganisation der Datenreihen durch Algorithmen, und schlussendlich deren Projektion in einen Wahrnehmungsraum (Netzwerkvisualisierung). Diese Verfahren ermöglichen es Historikerinnen und Historikern auch, Hypothesen zu überprüfen.

Eine andere Einladung, spielerisch, grenzüberschreitend, kreativ über die Wissenschaften zu sprechen, formulierte Albert Müller, als er einige Autor*innen für die ÖZG 2014/3 (Die Stämme der Akademie) dazu einlud, mit Toni Becher und Paul Trowler die Ordnung der akademischen Disziplinen als eine quasi tribale Ordnung und ihre Gebiete als die Territorien von Stämmen zu verstehen. Epistemologisch interessant erscheint, dass beide Ordnungen, die tribale und die territoriale, dazu einladen, jeweils in anderen Welten bzw. in anderen Räumen zu denken. Sind die wissenschaftlichen Disziplinen wie Kraftfelder situiert, die von einem oder wenigen Attraktoren oder durch ein multiples Ensemble von Fluchtpunkten angezogen werden? – Albert Müllers Provokation durch gut gewählte Metaphern wird bestehen

bleiben. Damit verbunden möglicherweise auch der Zwang, Innovation mit dem Preis von Regelverletzungen zu bezahlen.

Wolfgang Neurath / Wien

„Historiker haben bekanntlich eine oft ein wenig neurotisch anmutende Tendenz, ganze Jahre (Jahreszahlen) als Zäsuren hervorzuheben [...]“ Jene werden selbst quasi zu Zäsuren, wenn sie scheiden. Bei den bedeutenden unter ihnen – und vor allem wenn man ihnen sehr nahe gestanden hat – ist das unmittelbare Spüren, sind Traurigkeit, ja Empörung Schlüssel zu existentiellem Verständnis dafür, woraus sich Geschichte allerletzten Endes zusammensetzt: aus dem Leben und Sterben einzelner. Da trifft alles aufeinander: nun ist kein neuer Text mehr zu erwarten, keine Diskussion, immer erfrischend, anregend, Ideen gebend. Aber nun geht auch kein Mit-einander-Essen mehr, kein Glas Wein, mit dem man einander zuproftet. Das Leben war all das, und viel mehr, jetzt ist nichts mehr.

Ich betrachte einen Schnappschuss: Albert auf dem Podium, neben ihm andere, aber es bedürfte der Photographie gar nicht, das innere Auge zeigt es mir ebenso. Es zeigt mir den ernstesten Albert, ebenso den Albert, der (ein verschmitzt-genießeri-sches Lächeln auf den Lippen) einen Schluck macht, eine Zigarette anzündet. Meine Hochachtung vor seinem Werk akzentuiert das Gefühl der Freundschaft – und vice versa –, besser: das eine intensiviert das andere. Damit freilich auch den Verlust und die immense Traurigkeit, die ihm nicht mehr mitgeteilt werden kann. Über die Jahre hinweg, viele Jahre – wir kannten einander seit der Salzburger Zeit –, haben wir zahllose Mails ausgetauscht (da ich ja seit langem weit weg bin), es gab da nie ein Gefühl der Ferne, wir konnten uns des Einverständnisses sicher sein: der geographische Faktor sozusagen annulliert durch den permanenten Dialog, nicht selten gewürzt mit kaustischen, mitunter sardonischen Kommentaren, vor allem zur gegenwärtigen Politik.

Allzu selten nach Wien kommend, war praktisch mein erster Weg ins Zeitgeschichte-Institut. Ich sehe ihn da sitzen (oder vielmehr gleich aufstehen), sein Zimmer voll von Stapeln aller möglichen Materialien, einem Stoß von Zeitungen. Solche Bilder werden bleiben, sie werden kaum verblassen, weil sie sich so tief eingegraben haben. Damit bleibt gleichwohl auch die Trauer. Der Fundus ehemals gemeinsamer Erinnerungen – nicht nur an Vorfälle, sondern eben auch an jene wissenschaftlichen Gespräche, Diskussionen, selbst gehaltene Vorträge oder an solche, denen wir zugehört haben, die Erinnerungen an Texte (sie immerhin bleiben) –,

dieser Fundus vereinsamt gewissermaßen, weil nur mehr noch von einem auf ihn zugegriffen werden kann. Zuerst „The Big Chill“, dann das „never more“, dann das „Überlebendensyndrom“ (why he and not me: vor allem wenn man erheblich älter ist). Die E-Mails sind noch da, aber wie ich wünschte, präzisere Spuren von unseren Gesprächen zu haben, nicht nur Erinnerungen, die mit der Zeit vager werden. Und die nicht mehr geführten, nur erwarteten Diskussionen, meist mehr als nur Geplauder (aber durchaus auch das). Aus unserer (also Maries und meiner) Perspektive, von Les Bussièeres aus, tritt die totale Unüberbrückbarkeit an die Stelle der lediglich großen Distanz in räumlicher Hinsicht. Für Juli war noch ein Besuch von Albert und Irene hier in den Bussièeres vorgesehen.

Georg Schmid / Les Bussièeres des Saint-Oradoux